

Göttinger

Hospiz - Mitteilungen

Ausgabe 1/1998

Das Hospiz an der Lutter

- vom Gedanken zur Bewegung



Hospiz an der Lutter
An der Lutter 26
37075 Göttingen
Telefon: 05 51 - 3 83 44-11

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser!

„Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über.“ Dieses Sprichwort mit Sitz in der Bibel (Matthäus 12,34) gilt ja nicht nur für Glückliche oder Verliebte. Auch in der Hospizarbeit sind wir oft erfüllt von dem, was wir erleben. Es gibt belastende und ergreifende Erfahrungen, die wir mitteilen möchten. Es gibt auch hilfreiche und beglückende Erfahrungen, die man am liebsten gleich jemandem erzählen möchte.

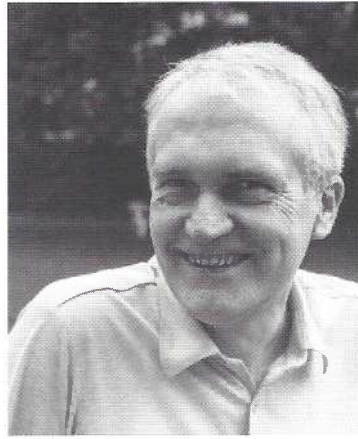
Die Schweigepflicht im Blick auf alle persönlichen Dinge ist oberstes Gebot. Aber für das, was besprochen und weitergegeben werden soll, haben wir ein Forum gesucht. In den ersten Jahren unserer Arbeit waren es bescheidene Rundbriefe. Die Förderer und Freunde sollten eine Rückmeldung und Informationen über wichtige Neuigkeiten bekommen. Sie sollten sehen, daß wir dankbar für alle Hilfe waren.

Jetzt hat sich ein Kreis von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der ambulanten und aus der stationären Hospizarbeit gebildet, der sich die Aufgabe gestellt hat, eine kleine Zeitschrift herauszugeben. Hier liegt die erste Ausgabe vor Ihnen. Wir sind gespannt, was Sie davon halten.

Uns ist wichtig, daß wir hier nicht *über* die Hospizarbeit handeln, sondern daß mit diesen Mitteilungen ein Teil der Hospizarbeit geschieht. Wir wollen ja nicht nur hier und da Hilfe für schwerkranke, sterbende und trauernde Menschen anbieten und leisten, sondern wir haben den Wunsch, daß Probleme erkannt, Verdrängungen überwunden und neue Perspektiven für die letzte Lebensstrecke gewonnen werden. Keine Frage: Hospizarbeit ist eine praktische, menschliche Aufgabe - aber darin ist sie auch eine gedankliche und theoretische Aufgabe. Wir hoffen, daß unsere Mitteilungen für alle Bereiche unseres Hospizlebens einen Beitrag leisten.

Ich danke dem Redaktionsteam herzlich für die bisherige Arbeit und freue mich über diese erste Frucht!

Ihr Paul Gerhard Langenbruch



In diesem Heft:

Vorwort	2
von Pastor Paul Gerhard Langenbruch	
Chronik	3
Das Hospiz an der Lutter von 1991 bis 1998	
Ambulante Hospizarbeit	5
Mut, einfach anwesend zu sein	
Umfrage	6
Was unter Hospiz verstanden wird	
Lexikographische Umschau	7
Bericht	8
Das stationäre Hospiz an der Lutter bietet Heimat	
Stationsleitung	10
Wachheit für den anderen und für sich selbst	
Todesanzeigen	11
Zeitlose Gedanken zur Endlichkeit	
Autorenlesung	12
Elisabeth Wellendorf zu Gast im Hospiz Forum	
Erlesen gelesen	4
Post	9
Horst Pietz schmunzelt	
Poesie	12
Schlussstück von R. M. Rilke	
Impressum	12

Chronik

Das Hospiz an der Lutter von 1991 bis 1998

Seit acht Jahren gibt es in Göttingen das *Hospiz an der Lutter*. In der Rückschau auf die Anfänge werden wir gefragt: „Wie begann die Hospizarbeit?“

Im Dezember 1990 legte Pastor Paul Gerhard Langenbruch dem Vorstand des Diakonissenmutterhauses *Ariel* in seiner Sitzung ein Thesenpapier vor, das als Diskussionsgrundlage für die Gründung eines Hospizes diente. Die Hospizarbeit kannten wir aus den Veröffentlichungen über die Arbeit von Dr. Cicely Saunders in London und von den ersten Anfängen einer Hospizarbeit bei uns in Deutschland: 1983 war in Köln die erste Palliativstation und 1986 in Aachen das erste Hospiz eröffnet worden, bald danach ein zweites in Recklinghausen. Die Vorstandsmitglieder des Diakonissenmutterhauses waren durch ihre berufliche Tätigkeit im Krankenhaus mit der Situation der Sterbenden in einem immer mehr medizinisch ausgerichteten Krankenhaus als Hochleistungsbetrieb und mit den Schwierigkeiten, festgefügte Strukturen zu verändern, vertraut. Im Diakonissenmutterhaus wurde die Schwesternschaft kleiner (- die Schwestern hatten schon 1975 die Arbeit im Evangelischen Krankenhaus Göttingen-Weende aufgeben müssen, da der Nachwuchs für die Schwesternschaft fehlte), der Vorstand mußte überlegen, wie frei werdende Räumlichkeiten genutzt und das diakonische Anliegen des Diakonissenmutterhauses weitergeführt werden könnte.

Der Vorstand des Diakonissenmutterhauses beschloß die Gründung eines Hospizes in seiner Trägerschaft.

Das Jahr 1991 diente zur Vorbereitung auf die Hospizarbeit. Aus dem Vorstand des Diakonissenmutterhauses wurde ein Arbeitskreis berufen. Der Arbeitskreis entwickelte ein Grundsatzpapier, ein erstes Prospekt und legte die ersten Arbeitsschritte fest. Bei der ev.-luth. Landeskirche Hannover stellten wir einen Antrag auf Förderung für die Gründung eines Hospizes. Die Förderung - aus dem Innovationsfond der Landessynode - wurde uns in Höhe von 400.000 DM für die stationäre Hospizarbeit zugesagt.

Ab 1992 begannen die ersten Aktionen. Wir hatten erkannt, daß der *Hospizgedanke* zu einer *Hospizbewegung* werden mußte, damit unser Anliegen und unsere Arbeit verstanden und mitgetragen werden.

Bis heute ist die *Öffentlichkeitsarbeit* ein unverzichtbarer Teil unserer Initiative. Die Elemente der Öffentlichkeitsarbeit sind unter anderem:

- das monatliche *Hospiz Forum* im *Hospiz an der Lutter*

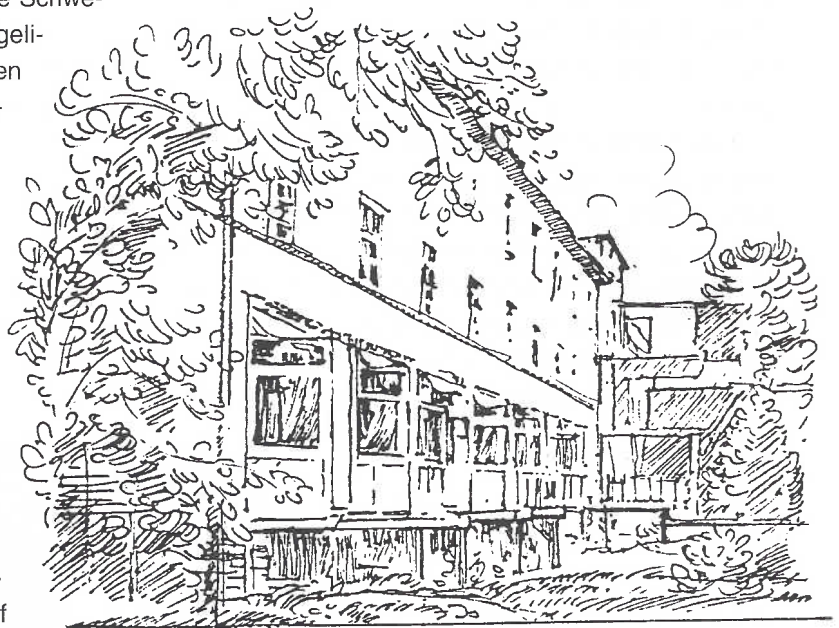
für alle Interessierten. An jedem zweiten Mittwoch eines jeden Monats trifft sich eine offene Gruppe zu einem Thema aus dem Bereich 'Sterben - Tod - Trauer'

- Veranstaltungen in den verschiedensten Gruppen und Ausbildungsstätten zum Thema 'Hospiz'
- Berichte und Informationen in Presse und kirchlichen Gemeindebriefen
- Teilnahme und Mitgestaltung von Veranstaltungen in Göttingen und anderswo
- Mitarbeit in der *Landesarbeitsgemeinschaft Hospiz Niedersachsen*.

Neben der Öffentlichkeitsarbeit begannen die Planungen für eine Hospizstation in den Räumen des Diakonissenmutterhauses. Durch Kollekten und Spenden bekamen wir das erste Geld für unser Vorhaben.

1993 wurde ein *Förderkreis* gegründet, zu dem heute 195 Mitglieder zählen. Diese Mitglieder sind unser starker Rückhalt. Sie machen uns mit ihren regelmäßigen Spenden Mut, unsere Arbeit zu wagen und die nächsten Schritte zu gehen.

Der zweite Arbeitsschritt war jetzt der Aufbau der *ambulanten Hospizarbeit*. Nach einem intensiven Orientierungswochenende fanden sich 13 Frauen, die als eh-



renamtliche Hospizmitarbeiterinnen arbeiten wollten. Sie wurden in einem Hospizseminar für die Begleitung und Betreuung Schwerkranker, Sterbender sowie der pflegenden Angehörigen und Freunde in der häuslichen Umgebung vorbereitet und geschult. Im April 1998 konnten wir bereits das sechste Hospizseminar anbieten. Seit November 1995 leitet Gabriele Junge-Sproat die ambulante Hospizarbeit. Erreicht uns eine Anfrage oder Bitte um Mithilfe bei der ambulanten Betreuung eines schwerkranken oder sterbenden Menschen, setzt sie eine ehrenamtliche Hospizmitarbeiterin oder einen ehrenamtlichen

Hospizmitarbeiter ein. Die HospizmitarbeiterInnen treffen sich ein- bis zweimal im Monat zu einem Erfahrungsaustausch und zur Arbeit an einem bestimmten Thema. Während ihres Einsatzes werden sie ihrerseits von Gabriele Junge-Sproat begleitet.

In den Jahren 1994 und 1995 wuchs und festigte sich die Hospizarbeit. Wir erfuhren dankbar, daß unser Anliegen, für schwerstkranke und sterbende Menschen dazuein und pflegende Angehörige zu entlasten, angenommen wurde. Eingehende Spenden vom Förderkreis und von vielen Menschen, die aus ganz unterschiedlichen Anlässen für uns Geld zusammenlegten, bestätigten die Wichtigkeit der Hospizarbeit und förderten unser Tun.

Nach fünfjähriger Planung und Vorbereitung konnten wir im Januar 1996 mit dem Ausbau der Hospizstation im Diakonissenmutterhaus beginnen. Die Gelder dazu waren vorhanden, - 400.000 DM von der ev.-luth. Landeskirche Hannover, 375.000 DM vom Niedersächsischen Sozialministerium (aus Erträgen der Konzessionsabgabe) und 300.000 DM (!) Spendengelder. Nun hieß es, den Bau zu begleiten, die Finanzierung eines laufenden Betriebes zu kalkulieren und zu sichern sowie Personal zu gewinnen und anzustellen. Der dritte Schwerpunkt unserer Hospizarbeit nahm hiermit Gestalt an.

Am 2. April 1997 konnten wir das stationäre Hospiz mit einem Gottesdienst und Festakt einweihen und eröffnen.

Das stationäre Hospiz hat vier Einzel- und ein Zweibettzimmer, ein großes Wohnzimmer, einen 'Schwesternplatz', Küche, Spülraum, ein behindertengerechtes Badezimmer und einen Abstellraum. Es ist für sterbende Menschen gedacht, für die ein Krankenhausaufenthalt nicht sinnvoll erscheint, deren Pflege und Betreuung im häuslichen Bereich aber nicht mehr gewährleistet oder zu bewältigen ist. Jeder, der es braucht und zu uns kommen möchte, wird bei uns aufgenommen, ohne Ansehen der Person, des Alters, der Konfession oder der finanziellen Lage. Die umfassende, palliative Pflege wird von examiniertem Pflegepersonal durchgeführt. Die ärztliche Betreuung übernimmt der Hausarzt.

Das *Hospiz an der Lutter* konnte bis heute nur mit der Hilfe und Unterstützung vieler Freunde seine Arbeit schrittweise tun, ausbauen und festigen.

Allen Förderern, Freunden, Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen sei an dieser Stelle sehr herzlich gedankt.



Maria Ankermann

Erlesen gelesen

Von Nutz', Schutz und Trutz

Aus einer Werbeschrift der Nord-Deutschen Versicherungs AG: „So bietet sie in ihrer neuen Immun-Police unter anderem auch Schutz gegen Tod und Dauerfolgen von Malaria, Cholera, Lepra und Gelbfieber.“

(vgl. *Hohl-Spiegel* 31/1998)

„Der junge Mann überlebte einen Sturz aus 1400 Meter Höhe, weil sich sein Fallschirm nicht öffnete.“ (aus der *Neuen Kronen Zeitung*, vgl. *Hohl-Spiegel* 31/1998)

„Die Leiche auf Rembrandts Seziergemälde 'Die Anatomie des Dr. Tulp' erstrahlt nach einer kostspieligen Restaurierung in alter Frische.“ (aus einer dpa-Meldung, vgl. *Hohl-Spiegel* 42/1998)

Ambulante Hospizarbeit

Mut, einfach anwesend zu sein

Gabriele Junge-Sproat über ihre Tätigkeit als Leiterin des ambulanten Hospizes

Gabriele Junge-Sproat wurde 1950 in Selb/Oberfranken geboren. Sie ist verheiratet und lebt seit Ende 1994 in Adelebsen.

Ihre berufliche Qualifikation umfaßt Industriekauf-frau, Fremdsprachenkorrespondentin, Sozialpädagogin und Atemtherapeutin. Seit November 1995 leitet sie die ambulante Hospizarbeit in Göttingen.

Das Gespräch führte Heike Schiller.



Schulung und Betreuung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen. Das macht mir auch viel Spaß. Da ist so viel Lebendigkeit drin und es ist auch ein Ausgleich zur Schwere der anderen Arbeit. Ich mache selbst Begleitungen und dann bin ich auch Kontaktstelle, wenn Anfragen für Begleitungen kommen. Ich stelle die erste Verbindung her zwischen der Begleitperson und den Betroffenen.

Schiller: Frau Junge-Sproat, wie kamen Sie zur Hospizbewegung? War Göttingen Ihre erste Station oder gab es schon vorher Berührungspunkte mit dem Thema 'Sterben'? Können Sie uns erzählen, ob es ein Schlüsselerlebnis oder eine persönliche Erfahrung war, was Sie an das Thema gebracht hat?

Junge-Sproat: Auf den ersten Blick kam ich scheinbar zufällig zur Hospizarbeit. Bedingt durch einen beruflichen Wechsel meines Mannes zogen wir nach Göttingen bzw. Adelebsen. Nach zehn Jahren Arbeit mit psychisch kranken Erwachsenen in Heidelberg wollte ich gerne etwas Anderes tun und bekam, für mich völlig überraschend, über das Arbeitsamt Göttingen das Angebot, die ambulante Hospizarbeit in Göttingen mit aufzubauen. Schon bei den Erläuterungen der Aufgabe durch den Sachbearbeiter hatte ich Feuer gefangen, so daß ich intuitiv sofort zugriff. Außerdem hatte ich das Glück, ein halbes Jahr Zeit zu haben, um mich mit dem Thema vertraut zu machen, und während der Probezeit konnte ich für mich sorgfältig klären, ob ich mich der Aufgabe gewachsen sah; das war anfangs nämlich eine große Frage für mich.

Schiller: Und Sie konnten es?

Junge-Sproat: Es war eine große Erleichterung für mich zu merken, das ist etwas ganz Wichtiges auf meinem Weg und ich kann es mir zutrauen. Ich hatte schon immer viel mit Tod und Sterben zu tun gehabt. Das wurde mir aber erst mit der Hospizarbeit klar. Meine Schwester starb an Leukämie, in meiner Klasse starben mehrere Mitschüler, ich verlor eine Freundin durch Selbstmord, während des Studiums sind mir zwei nahe Menschen gestorben. Es war viel Sterben um mich herum. Erst im vergangenen Jahr verstarb mein Vater, wenige Monate darauf eine nahe Freundin. Das alles hat sicher mit eine Rolle gespielt, warum ich dabei bleiben, mich damit auseinandersetzen wollte.

Schiller: Wie sieht Ihr Arbeitsalltag aus?

Junge-Sproat: Einer meiner Schwerpunkte ist die

Da gehe ich dann zunächst auch das erste Mal mit. Und dann mache ich auch noch Öffentlichkeitsarbeit. Ich gehe zu Gruppen, zum Beispiel zu den sozialen Diensten, und erzähle etwas über unsere Arbeit. Da bestehen nämlich noch sehr viele Fragen und Unkenntnisse.

Schiller: Eine Menge Arbeit, und das bei nur 25 Stunden die Woche. - Wie verstehen Sie nun Sterbebegleitung?

Junge-Sproat: Für mich bedeutet es, den Mut zu haben, einfach anwesend zu sein. Da zu sein mit dem, was ich anzubieten habe. Aushalten und ertragen, was passieren könnte, zum Beispiel was von den Angehörigen auf mich zukommen kann oder ein schweres Sterben. Ertragen, diese Wegstrecke mit dem Menschen zu gehen. Für mich besteht die Leistung darin, dabei zu bleiben.

Schiller: Was, würden Sie sagen, ist Ihre geeignetste persönliche Eigenschaft, die Sie für diese schwere Arbeit nutzen können? Und was mußten Sie erst lernen im Umgang mit Sterbenden?

Junge-Sproat: Ich muß Geduld lernen. Vielleicht ein Widerspruch. Ich bin neugierig, ich liebe Lebensgeschichten, habe alle Zeit der Welt zuzuhören. Da habe ich Geduld. Wenn ich da bin, bin ich wirklich da. Ich bin nirgends so anwesend wie in der Situation Sterbebegleitung. Ja, und Humor habe ich auch, der hilft manchmal. Es gibt ja auch viel Freude miteinander. Das genieße ich, unerwartete schöne Situationen miterleben zu können. Ich habe Phantasie, wenn jemand noch einmal etwas erleben will, da kann ich vielleicht einen Weg finden. Und ich habe gelernt, mich berühren zu lassen und keine Hemmung mehr zu haben, es zu zeigen, wenn ich einmal nicht weiter weiß.

Schiller: Spielt es für Sie eine Rolle, für die Begleitung Sterbender einen Glauben zu haben? Anders gefragt: muß man religiös sein für Sterbebegleitung? Finden Sie das wichtig? Was bevorzugen Sie persönlich aus dem breiten Spektrum der Vorstellungen? Christliches,

Fernöstliches, Anthroposophisches oder anderes, oder sind Sie da autark?

Junge-Sproat: Zunächst möchte ich mich keiner der genannten Richtungen zuordnen. Ich befinde mich auf einem selbstgezimmerter Weg zum Glauben hin. Allerdings bin ich nicht bunt beeinflusst, meine evangelische Erziehung hat mich schon geprägt. Mir erscheint wichtig, daß Glaube überhaupt da ist. Wenn ich in einer Begleitung zu dem Thema gefordert werde, kann ich leichter mitschwingen. Es ist am schwersten in der Begleitung, wenn der Mensch sagt, er glaube an nichts. Wir werden ja auch oft mit den Ängsten konfrontiert. Wenn der Mensch nicht mehr sprechen kann oder sich abgrenzt, ist es ungeheuer schwierig, ihm gerecht zu werden. Wenn alles kein Thema ist, wird es trostlos. Angst kann dann ungeheure Ausmaße annehmen. Einfach ist es, wenn da einschlägige Literatur am Bett liegt und man vielleicht aufgefordert wird, daraus vorzulesen. Glaube kann aber auch hinderlich sein. Die Angst vor'm Fegefeuer kann Sterben auch schwerer machen. Glaube und Sterben, das ist für mich eine schwierige Frage.

Schiller: Die Begleitung Sterbender läßt sicher niemanden unberührt. Was machen Sie mit den schweren Empfindungen, Ihrer Trauer, Wut, Aggression oder Resignation? Woher nehmen Sie Ihre Kraft?

Junge-Sproat: Ja, es gibt Begleitungen, bei denen ich mich sehr belastet fühle. Hier kommt jedoch schnell ein Gefühl auf, wo ich erkenne, wie kostbar das Leben ist, wie gut es mir im Vergleich geht. Manchmal höre ich dann laut Musik im Autoradio. Mir gibt die Natur sehr viel. Spüren, daß ich lebe, mit einer großen Dankbarkeit. Ich gehe spazieren, und manchmal weine ich auch. Ich sorge ganz bewußt für mich, daß es mir wieder leichter wird. Ich komme dann gar nicht erst so belastet heim. Entlastung finde ich im stationären Hospiz, - da setze ich mich dann einfach hin, und auch bei den anderen Hospizmitarbeitern. Also, bei Menschen, die etwas Ähnliches tun, denen erzähle ich gerne, da fühle ich mich verstanden.

Schiller: Was bedeutet Ihnen die Arbeit? Was sind Ihre Erfolgserlebnisse?

Junge-Sproat: Berührende Begleitungen geben mir meistens sehr viel. Ich bin berührt, aber nicht unglücklich. Kleinigkeiten des Alltags werden unbedeutend. Ich bin mit den wesentlichen Dingen verbunden, das tut mir gut. Die Zeit einer Begleitung ist immer eine besondere Zeit, etwas Einmaliges. Jede Begleitung hat für mich einen Sinn. Früher hatte ich auch politische Ansprüche, setzte mich für die Umwelt ein. Da war ich oft hilflos und zornig. Hospiz hingegen bedeutet: das lohnt sich für mich zu leben. Ich mache das gerne. Und ich kann auf Grund meiner Ausbildung und Erfahrung helfen bei zum Beispiel ganz praktischen, organisatorischen Dingen, einer

Familie in der Krise helfen. Und ich habe das Wissen, gerade als Sozialarbeiterin, was zu tun ist. Da bekomme ich dann auch viel zurück.

Schiller: Stichwort 'Freizeit': Ich weiß, Sie atmen viel und tanzen sehr gerne. Gibt es noch etwas, was Sie begeistern kann?

Junge-Sproat: Ja, es ist wichtig für mich, einen Gegenpol zur Hospizarbeit zu haben. Ich mache da viel Atemarbeit. Ich lese gerne 'querbeet', halte Schwätzchen mit Freunden und Nachbarn und faulenzen kann ich auch gut mit einem Buch und den Katzen um mich versammelt.

Schiller: Zum Schluß die Frage: Was würden Sie sich für Ihre zukünftige Arbeit wünschen?

Junge-Sproat: Ich überlege. Ja, daß die jetzigen MitarbeiterInnen dabei bleiben und daß wir einen guten Kontakt haben und zusammen weitermachen. Die MitarbeiterInnen unterstützen mich allein durch ihr Dasein, das ist wie ein Netz, da wird es leichter. Alle tragen es mit. Ja, das ist mein Wunsch.

Schiller: Vielen Dank, Frau Junge-Sproat, für dieses Gespräch.

Umfrage

„Was verstehen Sie unter 'Hospiz'?“

Redaktionsmitglied Heike Schiller befragte einige ihrer Kolleginnen und Kollegen bei der Stadtverwaltung Göttingen.

U. S.: „Hospiz ist schon eine alte Einrichtung, Mittelalter, eine Übernachtungsstätte mit kirchlichem oder caritativem Zweck.“

K. O.: „Hospiz ist etwas für alte Menschen, die wissen, daß sie sterben werden, die ein würdiges Sterben wollen und die in Ruhe mit Betreuung ihr Ende wollen.“

Ch. M.: „Hospiz ist für im Sterben liegende Leute, die individuell betreut werden wollen, zum Beispiel Krebspatienten. Für sie ist das Sterben absehbar. Angehörige können dabei sein. Sie wollen einen würdigen Tod sterben.“

U. L.: „Hospiz ist Sterbehilfe, Pflege, Betreuung. Hospiz ist etwas Endgültiges, aber auch etwas Kirchliches, eine Stufe höher als ein Hospital.“

D. U.: „Hospiz ist Sterbebegleitung. Machen möchte ich das nicht, ich beschäftige mich lieber mit dem Leben als mit dem Sterben.“

Ch. M.: „Das ist ein Raum zum Sterben. Gegenständlich gesehen ist Hospiz ein schönes Zimmer, sonst ein Platz zum Sterben. Da hat das Sterben einen Ort.“

Lexikographische Umschau

Zum Wort und Begriff 'Hospiz'

Was die Anzahl und den Personenkreis der Befragten angeht, ist die voranstehende Umfrage natürlich nicht als repräsentativ zu bewerten. Aber erstaunt hat doch, daß jeder Befragte eine Antwort zu geben wußte und den Begriff, - bis auf eine Ausnahme, nicht in seiner historischen Bedeutung erklärt hat, sondern im Sinne des 'modernen' Hospizes als Heimstätte für Sterbenskranke. Dies wiederum hat dazu angeregt, in der Universitätsbibliothek Göttingen befindliche, umfangreich angelegte Lexika deutscher und anderer europäischer Sprachen einzusehen. Die Befunde dieser Recherche fallen unverhofft bemerkenswert aus und seien im folgenden mitgeteilt:

Das in Deutschland vermutlich namhafteste Lexikon, *Brockhaus*, definiert *Hospiz* (lateinisch *hospitium* = Gastfreundschaft, Herberge) erstens als „*Unterkunftsstätte für Reisende, v.a. Pilger, in oder bei einem Kloster*“, und zweitens als „*Beherbergungsbetrieb (Hotel, Pension) mit christlicher Hausordnung*“ (Brockhaus, 19. Aufl., Mannheim 1989, sowie 20. Aufl., ebd. 1997). Eine ältere Ausgabe erläutert *Hospiz* als ein „*früher von Mönchen errichtete[s] Gebäude zur Übernachtung, z.B. bei Wallfahrtskirchen; heute in christlichem Geist geführter Beherbergungsbetrieb*“ (*Der Große Brockhaus*, 18. Aufl., Wiesbaden 1979). Vergleichbar knapp und sinngleich umreißen andere Lexika den Begriff, so *Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (9. Aufl., Mannheim u.a. 1974), *Der Große Herder* (5. Aufl., Freiburg 1954) oder das *Schweizer Lexikon* (Luzern 1992). In seiner anschaulichen Schilderung von Art und Funktion eines Hospizes als 'Unterkunftsstätte' ragt der Artikel der *Allgemeinen Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste* von 1834 (Leipzig; Nachdruck Graz 1980) heraus: „*Hospitium oder Spital werden in den Alpen fromme Stiftungen genannt, welche nicht für behagliches Wohleben müßiger Mönche in lachenden Gegenden bestimmt, sondern auf der Höhe wichtiger Alpenpässe angelegt sind, um den Reisenden in unwirthlicher Einöde Verpflegung und Hülfe in Gefahren zu gewähren.*“ Die Mönche verpflegen nicht nur Reisende und beherbergen sie, sondern „*retten oft mit eigener Lebensgefahr die Ermüdeten und Erstarren, welche das Hospitium nicht erreichen konnten.*“

Im Vergleich zu den genannten deutschsprachigen Enzyklopädien fällt an den Ausführungen fremdsprachiger (europäischer) Nachschlagewerke eine umfassende Spezifikation des Begriffs auf: So definiert die spanische *Enciclopedia Universal Ilustrada Europeo-Americana* (Madrid 1925) '*Hospicio*' zunächst zwar nur allgemein als „*establecimientos beneficencia*“ (wohlthätige Häuser/Einrichtungen), trifft dann aber Unterscheidun-

gen hinsichtlich ihrer Funktion der Aufnahme und Beherbergung von Witwen, Waisen und Kranken. *La Grande Encyclopédie* (Paris ohne Jahrgang, wahrscheinlich aber auch um bzw. vor 1925) führt unter '*Hospice*' ebenfalls verschiedene 'soziale Einrichtungen' auf, allerdings mit einer eigenen Gewichtung: hier werden Altenheime, aber auch Herbergen für Reisende und Häuser für *unheilbar* Kranke erwähnt.

Überraschende Ergebnisse fördert die Umschau in groß angelegten englischsprachigen Lexika zutage: Einige führen den Begriff '*Hospice*' überhaupt nicht, was keineswegs auf ein älteres oder jüngeres Erscheinungsjahr zurückgeführt werden kann (*The Encyclopedia Americana*, New York 1958; *Chamber's Encyclopædia*, London 1969; *Collier's Encyclopedia*, New York 1994). In der *Encyclopædia Britannica* von 1962 (Chicago u.a.) findet sich immerhin eine Definition, die jedoch inhaltlich ganz und gar derjenigen der deutschsprachigen Nachschlagewerke entspricht. Erst die Ausgabe von 1993 enthält einen gründlich erweiterten Artikel, der die historische Wortbedeutung kurz streift, um dann *Hospice* als Herberge für totkranke Menschen, die statt zwingend lebensverlängernder medizinischer Maßnahmen menschliche Zuwendung, Hilfe und Begleitung brauchen, zu bestimmen und die Hospizbewegung und ambulante und stationäre Hospizarbeit zu beschreiben. Einen solchen Definitionsschwerpunkt setzt in jüngster Zeit auch *The World Book Encyclopedia* (London u.a. 1996). Beide Enzyklopädien stehen mit dieser erweiterten Begriffsbestimmung einzigartig da.

Abgesehen von den hier genannten Enzyklopädien, die den Begriff *Hospiz* überhaupt erst einmal aufnehmen sollten, besteht für viele andere die Notwendigkeit, ihn in seiner 'zeitgemäßen' Bedeutung zu erläutern. Immerhin ist es mehr als dreißig Jahre her, daß Cicely Saunders in London das erste Hospiz für sterbenskranke Menschen gründete (*St. Christopher's Hospice*, 1967) und damit einer Bewegung den Anstoß gab, die man inzwischen gemeinhin mit *Hospiz* zu verbinden scheint.

Kathrin Leven-Keesen

Bericht

Das stationäre *Hospiz an der Lutter*

Am 2. April 1997 wurde das stationäre *Hospiz an der Lutter* eröffnet. Die Einrichtung auf dem Gelände des Evangelischen Krankenhauses Weende ist ein Ort für sterbende Menschen, die im Krankenhaus nicht mehr behandelt werden können oder wollen; für Menschen, die auch zu Hause nicht mehr von Angehörigen oder Pflegediensten betreut werden können.

Das stationäre Hospiz möchte eine Alternative darstellen zum Krankenhaus auf der einen und dem gewohnten Zuhause auf der anderen Seite und eine Heimat für die verbleibende Lebenszeit geben.

Daß auch in Göttingen ein Bedarf nach einem solchen Ort besteht, zeigte sich bald nach Eröffnung. Die ersten Patienten wurden aufgenommen.

Die Frage, ob und wie das Hospiz bei der Bevölkerung Göttingens und Umgebung angenommen werden würde, war schon lange in der Planungsphase und noch nach April letzten Jahres gegenwärtig.

Für die sechs Betten, die das Hospiz bietet, waren sieben Vollzeitstellen geplant. Diese konnten nach wenigen Wochen besetzt werden, als sich erwies, daß der Bedarf tatsächlich bestand. Mittlerweile ist noch eine Vollzeitstelle eingerichtet und im April besetzt worden.

In diesem einen Jahr kamen fünfzig Patienten ins Hospiz und verstarben hier. Bei sechs Patienten stabilisierte sich der Zustand so sehr, daß sie noch einmal nach Hause oder in ein Pflegeheim verlegt werden konnten.

Die Aufenthaltsdauer beträgt einige Tage bis zu mehreren Monaten. Ein Patient kam zu uns und verstarb nach wenigen Stunden. Zwei Patienten lebten hier für vier Monate.

Die bislang älteste Patientin war 100 Jahre alt, die bisher jüngste 33.

Die Arbeit im Hospiz und der Ablauf des Tages werden vom Patienten und seinen Bedürfnissen bestimmt. Es gibt keinen festgelegten Rhythmus. Möchte ein Patient ungestört sein, kann er den ganzen Tag über Ruhe haben.

Beim Personal des Hospizes unter der Leitung von Beatrix Haan handelt es sich um Schwestern und Pfleger mit Alten- oder Krankenpflegeexamen und mehrjäh-

riger Berufserfahrung. In Zusammenarbeit mit den betreuenden Hausärzten ist kompetentes Handeln in Phasen erhöhter Pflegebedürftigkeit, starker Schmerzen, Atemnot und gestörter Nahrungsaufnahme gewährleistet. Einen Stationsarzt gibt es nicht.

Ab Mitte 1997 entwickelte sich die Zusammenarbeit mit dem *Support-Team* der Uniklinik Göttingen. Das Team, bestehend aus je zwei schmerztherapeutisch besonders erfahrenen Schwestern und Ärzten, berät Hausärzte und behandelt Hospizpatienten konsiliarisch.



Viel Raum wird den Freunden und Angehörigen von Patienten gegeben. Möchte jemand auch über Nacht bleiben, ist das möglich. Entweder im Zimmer des Patienten oder in einem Gästezimmer des Diakonissenmutterhauses.

Einmal monatlich gibt es im Wohnzimmer des Hospizes das Angebot, sich zu treffen und Erfahrungen mit Trauer, Abschied und Verlust auszutauschen. Dieser Termin wird von einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin betreut.

Darüber hinaus bestehen regelmäßige Kontakte und eine enge Zusammenarbeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des ambulanten Hospizdienstes, der von Gabriele Junge-Sproat geleitet wird.

Ab Frühjahr '98 wurde das stationäre Hospiz äußerlich verschönert: Der Garten des Diakonissenmutterhauses wurde umgestaltet. Die Patienten sehen nun aus ihren Zimmern auf eine abwechslungsreiche Gartenlandschaft mit Teich und können gegebenenfalls den neu angelegten Weg begehen und unter einem der alten Bäume verweilen. Im Sommer wurde dann das Dach des Mutterhauses erneuert und die Fassade gestrichen.

Erwähnung finden sollte das große und noch immer

zunehmende Interesse am Hospiz. Neben einigen Artikeln in Zeitungen gab und gibt es immer wieder Anfragen nach Besichtigungen und Gesprächen im Hospiz. Schüler, die beispielsweise im Rahmen des Religionsunterrichts das Thema 'Tod und Sterben' besprechen, besuchen das Hospiz ebenso wie Auszubildende in der Krankenpflege.

Seit Juli '98 wird ein Einsatz im Hospiz als Teil der Ausbildung der Weender Krankenpflegeschule angeboten, - eine bisher sehr seltene Möglichkeit, das lange Zeit im Pflegeunterricht vernachlässigte Thema 'Sterben' zu integrieren. Die Erfahrungen der Schüler im Hospiz werden sicherlich in die Schule und auf die Normalstationen des Krankenhauses mitgenommen. Ein Arbeiten mit maximal sechs sterbenden Patienten stellt den Pflegenden vor Chancen, aber auch vor Herausforderungen, die für viele sehr fremd und neu sein können. Für die Mitarbeiter des Hospizes ist es andererseits interessant, mit dem frischen Wissen und den Ideen der Schüler konfrontiert zu werden und bisherige Methoden und Ansichten zu überprüfen; - ein fruchtbarer Kreislauf, der der Pflege und damit den Patienten im Hospiz und im Krankenhaus zugute kommen sollte.

Gregor Linnemann

Liebe Leserin, lieber Leser,
über Post freuen wir uns, und sie kommt - wie Sie sehen - auch immer an. Schreiben Sie uns Ihre Gedanken zum Hospiz und zu den *Göttinger Hospiz-Mitteilungen*, oder schicken Sie uns Ihren Beitrag an das *Hospiz an der Lutter*,
An der Lutter 26, 37075 Göttingen.

Post

Horst Pietz schmunzelt

Ein Mensch weiß, daß für große Not
Edoch irgend jemand Hilf' anbot.
- Wie hieß er noch, der gute Mann,
der selbst beim Sterben helfen kann? -
Da steigt aus der Erinn' rung Schwaden
ein Name - ja, es kann nicht schaden,
wenn gleich er schreibt mit nächster Post
an jenen Helfer... Und getrost
schrieb unser Kranker einen Brief,
der Herrn „Horst Pietz“ zu Hilfe rief.

Horst Pietz, der delegieren kann,
beauftragt' gleich Beatrix Haan,
Kontakt fermündlich aufzunehmen:
Der Kranke möge sich bequemen
und das Hospiz einmal besuchen...
Und der Chronist kann heut' verbuchen,
daß Herr Horst Pietz, wie man auch bitte,
sogleich zur Tat lenkt seine Schritte.

Eine wahre Begebenheit, aufgefangen und (frei nach Eugen Roth) nacherzählt von Fr. Weizsäcker-Knörlich

Gespräch

„Genau gucken“ - Wachheit für den anderen und für sich selbst

Schwester Beatrix Haan, Leiterin des stationären Hospizes, über ihre Tätigkeit

Beatrix Haan, 1946 in Bergisch-Gladbach geboren, verheiratet, drei Kinder, ist von Beruf Hebamme und Krankenschwester mit Schwerpunkt in der ambulanten Pflege. Seit Eröffnung im April 1997 leitet sie das stationäre *Hospiz an der Lutter*.

Das Gespräch führte Friedegund Wezsäcker-Knörrich.

W.-K.: Frau Haan, wie sind Sie zur Hospizarbeit gekommen? War das für Sie ein Lebensentschluß?

Haan: Es war kein Lebensentschluß. Als wir 1995 nach Göttingen zogen, hatte ich erstmal überhaupt keine Arbeit. Mein Mann entdeckte eine Annonce vom *Hospiz an der Lutter*. Nach meinen positiven Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit dem Hospiz in München wußte ich schon: Hospiz, das würde mich sehr interessieren, und das könnte ich auch. Doch jetzt hörte ich von Herrn Langenbruch, es gäbe bisher nur das ambulante Hospiz, wo jetzt gerade ein neuer Kurs für ehrenamtliche Helfer beginne. So kam ich zu den Orientierungstagen und machte dann den Kurs mit. Während dieser Zeit ergab es sich, daß ich im Weender Krankenhaus auf einer *Inneren Station* eine Arbeit als Krankenschwester fand. Und dann hat mich Herr Langenbruch eines Tages gefragt, ob ich mir vorstellen könne, die Leitung für das stationäre Hospiz zu übernehmen. Ich fiel zunächst aus allen Wolken. Man kann also sagen: es hat sich so gefügt - einfach durch das Leben.

W.-K.: Welche Bereiche umfaßt Ihre Arbeit jetzt hier im Hospiz?

Haan: Schwerpunkt ist natürlich die Pflege. Das finde ich auch ganz wichtig, weil das einfach zu mir gehört. Auf der anderen Seite gehört das Organisatorische auch dazu. Das habe ich von Anfang an gewußt. Jetzt, wo wir ein Jahr zusammen sind, ziehe ich mich etwas mehr aus der Pflege zurück, zumal die Stellen inzwischen voll besetzt sind. So habe ich etwas mehr Zeit für's Büro und was sonst dazu gehört: ein Gespräch, ein Besuch, Da-sein und einfach gucken, was ist.

Außerdem mache ich den monatlichen Dienstplan. Dabei habe ich wirklich jeden sehr genau vor Augen: Wie geht es dem? Belaste ich ihn zu stark? Hat er nach

mehreren Nachtdiensten genügend Ausgleich und keine für ihn sehr ungünstige Schicht? Dann spreche ich den Plan mit Gregor Linnemann, meinem Stellvertreter, durch, und bevor ich ihn zu Ende schreibe, lasse ich ihn gern noch einen Tag ruhen; vielleicht fällt mir dann noch etwas auf.



W.-K.: Wie helfen Sie Ihren MitarbeiterInnen, mit den speziellen Belastungen der Hospizarbeit fertig zu werden?

Haan: Es ist gut, daß ich mit in der Pflege bin, weil ich dadurch merke, welchen Schwankungen man ausgesetzt wird. In der letzten Woche waren zum Beispiel vier Patienten hier und am Ende der Woche waren drei verstorben. Also, am Sonntag lag hier eine Patientin; aber gleichzeitig lagen auch zwei Verstorbene hier. Da geht man nicht zur Routine über, sondern, - das ist 'was Besonderes.

Diese und auch andere Belastungen lernen wir immer besser kennen. Am Anfang mußte einfach der Betrieb hier funktionieren, die Patienten versorgt werden. Erst langsam differenzierte sich das andere mehr heraus. Da wurden plötzlich auch Beziehungen wichtig. Man ärgert sich ja auch mal über die anderen. Es ist wichtig, daß man so etwas nicht wegsteckt, sondern versucht, ruhig darüber nachzudenken und das auch auszusprechen. Das ist unsere Chance. Darin zeigt sich auch, daß wir zusammenwachsen. Sicher wäre ich als Leitung da manchmal gern souveräner. Aber das bin ich einfach nicht immer.

W.-K.: Was ist Ihre Aufgabe im Kontakt mit den Angehörigen?

Haan: Das Gespräch mit den Angehörigen geht um die Frage, wie sie ihrem Kranken am besten helfen können. Wir versuchen, sie einzubeziehen in das, was ich immer 'genau gucken' nenne. Da geht es um eine bestimmte Wachheit für den anderen und für sich selbst und die eigenen Grenzen. Sicher gibt es gewisse Gespräche, die nur mit mir geführt werden. Im Grunde gilt aber für jeden: wer gerade da ist, zu dem kommen die Angehörigen mit ihren Fragen.

W.-K.: Das Haus hier ist evangelisch. Muß man evangelisch sein, um im Hospiz aufgenommen zu werden?

Haan: Nein, die Religionszugehörigkeit spielt keine Rolle für die Aufnahme. Abgesehen davon ist es sicher nicht unwichtig, daß ein evangelischer Hintergrund da ist, einfach, weil die Sache dann verankert ist; es könnte aber auch ein anderer Hintergrund sein. Ich fühle mich im Evangelischen zu Hause, weil ich daher komme. Eine solche Verankerung gibt die Freiheit, mit allen anderen

Glaubensrichtungen umzugehen. Wenn ich weiß, wo ich herkomme und dadurch eine gewisse Geborgenheit und Stabilität fühle, kann ich auch dem anderen begegnen in seinem Anderssein. Wir hatten schon einen Moslem, eine Buddhistenfamilie und auch Patienten, die keiner bestimmten Glaubensrichtung angehörten, bei uns.

W.-K.: Wird den Patienten und ihren Angehörigen die Möglichkeit gegeben, ihre eigenen Sterberituale zu praktizieren?

Haan: Ja, auf jeden Fall. Es ist auch wichtig, daß man sich kundig macht und weiß, was jetzt gefragt wird. Mir persönlich hilft es, daß ich ein Jahr im Libanon gearbeitet habe, wo es mich sehr beeindruckt hat, wie da mit den Angehörigen umgegangen wird. Dort ist es normal, daß sich ganz, ganz viele Leute in einem Krankenzimmer versammeln. Für sie und den Kranken ist das nötig. Es befremdet dann nicht, wenn man das andere zulassen kann.

W.-K.: Wenn Menschen nun gar keinen Glaubenshintergrund haben, wird ihnen dann von Hospiz-Mitarbeitern eine Richtung gewiesen?

Haan: Also, von mir sicher nicht! Mit seinem Sterben nichts anfangen können, hängt meiner Meinung nach nicht mit einer Glaubensrichtung zusammen. Aber - ist Glaube nicht eigentlich eine Gnade? Ich erlebe, - gerade auch bei Leuten, die von Kirche nichts wissen wollen, daß sie etwas haben können wie, ja, wie ein inneres Leuchten. Und dann würde ich, für mich, das so interpretieren: Da ist etwas Gnadenvolles geschehen. Doch sie selbst würden wohl von einer solchen Interpretation nichts halten. Das ist nicht in Worte und Begriffe zu fassen.

W.-K.: Wie sieht Ihre praktische Arbeit am Sterbebett aus?

Haan: Ein ganz wesentlicher Teil unserer Tätigkeit ist, genau zu beobachten: tut es dem Patienten gut, wenn man seine Hand hält, oder nicht? Sollte jemand bei ihm sein? Und wer am besten? - Ich habe zum Beispiel immer ein Strickzeug hier. Damit kann ich mich ans Bett eines Kranken setzen, dann kommt das Gefühl der Einsamkeit und Angst nicht so auf. Gleichzeitig bedrückt ihn nicht das Gefühl, man sitze hier extra seinetwegen. So aber kann ich sagen: 'Es kommt nicht darauf an, ob ich in der Küche sitze und stricke oder hier bei Ihnen. Es macht mir Freude, ein bißchen bei Ihnen zu sein.' Man kann auch dabei sitzen und ein Buch lesen. Es geht vor allem um die Präsenz und daß der Kranke merkt, da ist jemand, wenn er stöhnt oder Durst hat. Gerade bei Schwerkranken und Sterbenden sind die Türen bei uns meistens offen, einfach, daß Kontakt da ist. Das Hospiz ist auch vom Bau her so konzipiert, daß das Stationszimmer in der Mitte liegt und man ein Ohr in jedes Zimmer haben kann; das ist besonders nachts sehr wichtig.

W.-K.: Wie geht es Ihnen mit dem Nachtdienst?

Haan: Er ist für jeden eine Herausforderung. Und jeder leidet darunter, wenn er aus dem normalen Rhythmus kommt.

Die Nachtwache hält einer allein. Das Alleinsein wird unterschiedlich empfunden von den einzelnen. Mir zum Beispiel macht es nichts aus. Doch haben wir für Notfälle eine Art Rufbereitschaft. Mal stirbt einer, mal sterben auch zwei in einer Nacht. Da braucht man Hilfe. Manchmal kann man es schon abschätzen, - auch, ob Angehörige viel Zuwendung brauchen. Immer wieder sage ich den Kollegen: Hol' dir Hilfe! Es ist wichtig, daß jeder auch weiß, er darf anrufen und muß nicht Angst haben, den anderen zu strapazieren.

W.-K.: Wenn Sie auf das erste Jahr der stationären Hospizarbeit zurückblicken, was waren Höhepunkte, und welche Schwierigkeiten gab es?

Haan: Also, ein Höhepunkt, der sich durch das ganze Jahr zieht, ist ja das Engagement von jedem einzelnen, der hier gearbeitet hat. Die Freundlichkeit, die Kompetenz, der Einsatz, der hier herrscht, sind wirklich enorm.

Ein zweiter Höhepunkt ist, wie dieses Hospiz angenommen wurde in Göttingen.

Eine Schwierigkeit besteht darin, richtig einzuschätzen, wer wirklich im Hospiz gut aufgehoben ist. Verantwortlich für diese Entscheidung sind primär Gregor Linnemann und ich, doch besprechen wir das durchaus auch mit dem ganzen Team.

Eine besondere Schwierigkeit hängt zusammen mit dem für uns erforderlichen Selbstbewußtsein. Zu erleben, daß nicht ein Arzt die Leitung der Station hat, sondern daß sie von Pflegenden geleitet wird, ist erst einmal sehr neu. Es gehört schon etwas dazu, daß das Selbstbewußtsein so groß wird, daß wir einem Arzt gegenüber auch mal sagen: 'Was Sie da noch alles geben und anhängen wollen, - ist das eigentlich im Sinne von *Hospiz*?' Und ich glaube, da werden wir in den folgenden Jahren immer sicherer und überzeugender werden.

W.-K.: Frau Haan, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Aus

Todesanzeigen *unserer Zeit*

An die Erde das lauschende Ohr,
Und ihr werdet hören, durch den
Schlaf hindurch
Werdet ihr hören, wie im Tode
Das Leben beginnt.

Nelly Sachs

Alles hat seine Zeit,
zusammen zu sein und
getrennt werden,
gewinnen und verlieren,
trauern und getröstet werden...
Alles - alles hat seine Zeit.

Nach Prediger Salomo 3.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sybillen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe, in: Urworte. Orphisch

Autorenlesung

Elisabeth Wellendorf im *Hospiz Forum* Mai 1998

Zwei Bücher von Elisabeth Wellendorf spielten eine wichtige Rolle im *Hospiz Forum* im Mai und Juni 1998. Dabei ging es um das Thema 'Organtransplantation'.

Im Mai las die Autorin selbst aus ihrem neuen Buch *Man kann alles auch anders sehen**. Darin schildert sie Begegnungen mit verschiedensten Menschen und gelegentlich auch mit der Natur. Es sind kleine Kostbarkeiten, die sie im Laufe ihres Lebens gesammelt hat, Kostbarkeiten nicht alltäglicher Art. Man muß *anders sehen* lernen, um nicht achtlos daran vorbeizugehen.

Elisabeth Wellendorf arbeitete als Psychotherapeutin und Kunsttherapeutin jahrelang im Transplantationszentrum der Medizinischen Hochschule Hannover, vor allem mit Kindern und Jugendlichen. Sie regt den Leser ihrer Bücher an, auch auf diesem Gebiet *anders zu sehen*. Da kommen Fragen auf, die oft die Seele eines Patienten vor und nach der Transplantation zutiefst bewegen, aber in der öffentlichen Diskussion kaum je Gehör finden.

Im Anschluß an die Autorenlesung entwickelte sich ein sehr lebendiges, offenes Gespräch, bei dem Frau Wellendorf freimütig und sachkundig viele Fragen beantwortete und zugleich neue Fragen weckte.

Diese konnten im Juni, nun in kleinerem Kreis, zur

Sprache kommen. Diesmal gab das erste Buch der Autorin, *Mit dem Herzen eines anderen leben?**, dem Gespräch Anregungen und neue Denkanstöße. Wer mit der Frage umgeht, 'Würde ich meine Organe spenden oder gar selbst fremde Organe empfangen wollen?', findet in diesem Buch viele Informationen, die als Grundlage einer innerlich freien Entscheidung dienen können.

Friedegund Weizsäcker-Knörriich

* E. Wellendorf, *Man kann alles auch anders sehen*, Stuttgart/Berlin 1997, Verlag Joh. Meyer.

** E. Wellendorf, *Mit dem Herzen eines anderen leben?*, Zürich 1993, Kreuz Verlag.

Poesie

Schlussstück

Der Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

Rainer Maria Rilke

Impressum

Die *Göttinger Hospiz-Mitteilungen* erscheinen in freier Folge.

Herausgeber und Versand: *Hospiz an der Lutter*, An der Lutter 26, D-37075 Göttingen-Weende
Bankverbindung: Sparkasse Göttingen, BLZ 260 500 01, Konto-Nr. 44 300 770

Redaktion: Kathrin Leven-Keesen, Gregor Linnemann, Heike Schiller, Friedegund Weizsäcker-Knörriich
Redaktionsbeirat: Maria Ankermann, Gabriele Junge-Sproat, Paul Gerhard Langenbruch, Alfred Simon
Gestaltung: Kathrin Leven-Keesen, Daniela Reich-Erkelenz, Serap Tari
Belichtung und Druck: Druckerei Bakeberg und Löhner, Hildesheim

Der besondere Dank der Redaktion gilt Daniela Reich-Erkelenz (*Medien in der Medizin*) für das Gestalten des Logos der *Göttinger Hospiz-Mitteilungen*. Unschätzbare Hilfe leistete Serap Tari beim Erstellen des Seitenlayouts und Lösen drucktechnischer Fragen.